

Drei Orientierungen bilden dann die Bezugspunkte für die Aufgaben kirchlichen Handelns: Thema, Subjekt und Welt. Während in der Dialektischen Theologie das Wort Gottes *die* bestimmende Größe für die kirchliche Praxis war, tritt mit der empirischen Wende das Subjekt in den Mittelpunkt und seine psychologische Bestimmung („Der Mensch wird zum hermeneutischen Prinzip in der Theologie“, 416). Dieser war nach dem Rezeptionsästhetischen Ansatz bereits auch der Konstrukteur des Textes / Themas (414f), mit dem er dann kommuniziert. Ergänzt wird dieser doppelte subjektive Ansatz durch die Orientierung an der Welt in der Aufnahme der Gedanken der Frankfurter Schule in die Theologie (416f). Die Autoren stellen diese Zusammenhänge erhellend dar, ohne sie kritisch aus theologischer Sicht zu reflektieren. Von Christus als dem Haupt der Kirche ist nicht mehr die Rede und seine Offenbarung kann im Interaktionsprozess relativiert werden. Die Aufgaben der Kirche können entsprechend der ethisch-politischen Präferenzen gesetzt werden. Kirche wird dann diejenige, die das Reich Gottes, wenn auch zeichenhaft, Wirklichkeit werden lässt (418).

Während es im Duktus des Buches interessant gewesen wäre, Ansätze wie „*emerging church*“ oder die „*fresh expressions*“ der Anglikanischen Kirche näher zu betrachten, fällt über die schon genannten Beispiele hinaus der subjektive Charakter des Buches auch an Positionen und Anliegen auf, die betont werden (Sicht der europäischen Großkirchen, liberale Position mit daraus folgenden entsprechenden hermeneutischen, exegetischen, dogmatischen und ethischen Positionierungen, offene Kirche, Bejahung jeder Form von Nähe und Distanz zur Kirche) im Gegensatz zu anderen, die nur am Rande oder gar nicht erwähnt werden (Evangelisation und Mission als Verkündigung, Gemeindeerziehung, Gemeindegrowth usw.). Ehrenwert mag man den Versuch der Autoren werten, überwiegend geschlechtermäßig zu formulieren, was aber das Lesen durch die häufigen sprachlichen Doppelungen mühsam macht. Fazit: Ein Buch, das versucht eine empirisch-anthropozentrische Sicht von Kirche als praktisch-theologischen Ansatz zu begründen und dazu viele interessante Einsichten liefert, in dieser speziellen Ausrichtung aber auch seine Begrenzung hat.

Markus Printz

Michael Herbst: *Kirche mit Mission. Gesammelte Beiträge zu Fragen des Gemeindeaufbaus*, Beiträge zu Evangelisation und Gemeindeentwicklung 20, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener, 2013, 256 S., € 26,99

Zum 10. Geburtstag des Instituts zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung ist der inzwischen 20. Band der Reihe „Beiträge zu Evangelisation und Gemeindeentwicklung“ erschienen. Unter dem Titel „Kirche mit Mission“ widmet sich der Greifswalder Praktische Theologe Michael Herbst

Grundfragen des missionarischen Gemeindeaufbaus. Insgesamt handelt es sich um eine Sammlung von 14 Vorträgen und Aufsätzen, teilweise neu, teilweise bereits früher veröffentlicht und für den vorliegenden Band überarbeitet. Ganz im Sinne der klassischen praktisch-theologischen Dreischritt-Methode widmet sich Herbst der Gegenwartsanalyse, der theologischen Urteilsbildung und praktischen Handlungsperspektiven innerhalb von vier Themenfeldern.

In einem *ersten Hauptteil* geht es um grundlegende Fragen des missionarischen Gemeindeaufbaus. Herbst stellt fest, dass die (Volks-)Kirche in einer sich massiv wandelnden Welt viele Menschen nicht mehr erreicht. Für sein eigenes (landeskirchliches) Umfeld konstatiert er, dass sich die missionarische Stoßkraft weitestgehend auf zwar distanzierte, aber der Kirche dennoch offen gegenüberstehende Menschen beschränkt. Angesichts dieser Situationsanalyse folgt in diesem ersten Beitrag ein eindrückliches Plädoyer, sich der „Mission des Gekreuzigten“ (3–17; vgl. mit ähnlichem Akzent auch den dritten abgedruckten Beitrag „Das Unaufgebbare“, 34–47) anzuschließen und einem veränderten, post-christentümlichen und pluralen Kontext das Evangelium nicht schuldig zu bleiben: „Mission ist Wesens- und Lebensmerkmal der Kirche, wenn sie Kirche Jesu Christi sein und bleiben will“ (4). Inspiration und mögliche „Wege in die Zukunft“ (18–33) findet Herbst in den „*fresh expressions of church*“ der anglikanischen Kirche. Dort bilde sich eine innere Logik der missionarischen Gemeindeentwicklung ab, die es (besonders innerhalb der Volkskirche) neu zu beherzigen gelte: Christologie vor Missiologie vor Ekklesiologie. Letztlich kommt Herbst zu dem Schluss: „Wenn wir eine immer pluraler werdende Gesellschaft mit dem Evangelium erreichen wollen, wenn wir also wirklich Volkskirche sein wollen, dann brauchen wir nicht nur eine Form von Gemeinde, sondern viele Formen von Gemeinde“ (28).

Der *zweite Hauptteil* thematisiert Fragen der geistlichen Leitung. Zunächst wendet sich Herbst grundsätzlich gegen eine reine Pastorenkirche, indem er geistliche Leitung im Allgemeinen Priestertum verwurzelt und somit plural definiert („Geistlich Leiten im Team“, 51–67). Dabei unterscheidet er drei Aspekte der geistlichen Leitung: die charismatisch-visionäre (d. h. richtungweisende), die partizipatorisch-seelsorgerliche (d. h. stärker beziehungs- und gemeinschaftsorientierte) sowie die theologisch gebildete und sachlich kompetente (d. h. erkenntnisleitende) geistliche Leitung. Nur in dieser Vielfalt sei eine dem Gemeindeaufbau dienliche Leitung denkbar, „und diese Vollständigkeit erlangen wir nur durch Pluralität [d. h. im Team]“ (66). In einem weiteren Aufsatz skizziert Herbst den Leitungsprozess „Von der Vision zur Struktur“ (68–96). Zentral ist dabei die Einsicht, dass eine der primären Aufgaben und Herausforderungen geistlicher Leitung darin besteht, die Kultur einer Gemeinde, d. h. also ihre Werte, Haltungen und Überzeugungen, vom Evangelium her zu prägen und zu gestalten. Geistlich leiten heißt, Gott eine motivierende Vision „abzulauschen“ (wie Herbst es schön formuliert), also ein klares Ziel vorzugeben, um dann die zur Erreichung des Ziels verfasste Dienst- und Gemeindepheosophie (im Engl. gebräuchlich:

philosophy of ministry) tief im Wesen der Gemeinde zu verankern. Dass man in geistlichen Leitungs- und Entwicklungsprozessen auch auf handfeste Hindernisse stößt, zeigt Herbst in seinem Vortrag „Woran es „hakt““ auf (97–113). Neben einem Mangel an Führungskompetenz und einem Mangel an Mut zum Risiko, sieht Herbst ein Haupthindernis für anhaltendes gemeindliches Wachstum in einem Mangel an geistlichen „Tiefgängern“ innerhalb der Gemeinde. Daraus ergibt sich im Sinne von Eph 4,11ff für den missionarischen Gemeindeaufbau ein wichtiger doppelter Fokus: Evangelistisches Bemühen muss ergänzt werden durch eine tiefgehende Zurüstung der Gemeindeglieder, weil die Mission der Gemeinde eben nicht von wenigen Hauptamtlichen, sondern vom Zeugnis und Dienst reifer Christen getragen wird.

Der *dritte Hauptteil* befasst sich mit internationalen Perspektiven des Gemeindeaufbaus. Zum einen skizziert Herbst die Situation internationaler Gemeinden in Deutschland und ihre „*reverse mission*“ („Mission kehrt zurück: Internationale Gemeinden in Deutschland“, 155–173), zum anderen widmet er sich zwei Anregungen aus der angelsächsischen Welt, die zwar in Deutschland seit längerer Zeit diskutiert, aber (aus Sicht Herbsts) „vielleicht noch nicht intensiv [genug] rezipiert“ werden (VII): Es ist die Rede von der Willow Creek Community Church aus Chicago, USA („Chancen und Grenzen des Transfers der Impulse von Willow Creek nach Deutschland“, 174–191) und den bereits genannten „*fresh expressions*“ aus Großbritannien („Church Planting: Was lernen wir von neuen Gemeindegründungen“, 192–198).

Im *vierten und letzten Teil* der Aufsatzsammlung widmet sich Herbst dem Thema „Konversion“. Wer über Bekehrung spricht, muss (– man hat sich daran gewöhnt und erschrickt doch aufs Neue –) in weiten Teilen der EKD weiter mit starken Vorbehalten rechnen. Es ist „noch fast ein Tabu-Thema“ (224). Dem stellen sich Herbst und seine Mitarbeiter am Greifswalder Institut mutig entgegen. So fasst der Vortrag „Wie finden Erwachsene zum Glauben?“ (201–224) die Ergebnisse einer früheren Institutsstudie zu konversiven Prozessen zusammen. Zu den wichtigsten Entdeckungen gehört dabei, dass Erwachsene, die im volksskirchlichen Kontext (neu) zum Glauben kommen, von einem Netzwerk guter Beziehungen profitieren, eine Fülle kirchlicher Veranstaltungen nutzen, neue Erfahrungen mit dem Beten machen, und das Ja zum Glauben häufig in ein Gemeinschaftsleben eingebettet ist. Darüber hinaus sind es oft Glaubenskurse, die entscheidende Anstöße für den Bekehrungsprozess geben. Der Beitrag dieser Glaubensgrundkurse zur missionarischen Gemeindeentwicklung wird in der Folge ausführlicher reflektiert (225–236). Schließlich endet Herbst mit einem doppelten Votum. Einerseits: Kirche braucht Konversion bzw. sollte diese fördern – eine Aussage, die im evangelikal-freikirchlichen Spektrum (zumindest auf theoretischer Ebene!) kaum bemerkenswert erscheint, im volksskirchlichen Kontext aber weiterhin Zündstoff besitzt: „Wer Mission sagt [wie die EKD wieder verstärkt seit 1999], muss auch Konversion wollen“ (258). Nachdenkenswert ist Herbsts zweites Votum, v. a. auch im Hinblick auf manche missiologisch-

ekklesiologische Diskussion innerhalb evangelikaler Kreise: Konversion braucht Kirche. Dies wird u. a. von einigen Vertretern der sogenannten „emerging church“ in Frage gestellt, wo „die Zugehörigkeit zu einer sich tatsächlich ‚leiblich‘ versammelnden Gemeinde zuweilen eher zurückhaltend bewertet wird“. Dem gegenüber ist der Autor überzeugt, dass Bekehrung ohne Gemeinde „nicht zu einer mündigen Gestalt des Christseins führen [wird]“ (248).

Michael Herbst schreibt klar, ausdrucksstark, kreativ, bisweilen amüsant. Durch den bei den meisten Aufsätzen zugrundeliegenden Vortragsstil kommen seine rhetorischen Fähigkeiten deutlich zum Ausdruck. Der Autor argumentiert durchweg kenntnisreich und wohltuend ausgewogen (d. h. er ist wiederholt in der Lage, ein durchdachtes „Sowohl-als-auch“ an die Stelle eines polemischen „Entweder-oder“ zu setzen), ohne dabei weniger pointiert oder meinungssicher zu sein. (Dass Herbst – und sei es nur in einer Fußnote [189] – explizit eine „anti-evangelikale Attitüde“ in Teilen seines Wirkungsbereiches kritisiert, darf in diesem Jahrbuch durchaus Erwähnung finden.) Begeistert hat mich darüber hinaus die Tatsache, dass Herbst seine Beiträge sehr bewusst im Evangelium verwurzelt, dessen zwischen Antinomismus und Gesetzlichkeit manövrierende Zuspitzung er auffälliger Weise explizit mit Tim Keller teilt, einem evangelikalen Vorreiter evangeliumszentrierter Predigt und Gemeindeaufbauarbeit. Auf jeder Seite des Bandes wird außerdem deutlich, dass der Autor die behandelten Themenfelder aus der Praxis (und nicht nur aus der Studierstube) kennt. Man wünscht sich mehr Praktische Theologen, die derart intensiv in missionarischer Gemeinde(aufbau)arbeit vor Ort aktiv sind. Dass daraus eine enorm fruchtbare „Spannung“ entsteht, zeigt der Autor seit Jahren.

Eine letzte Beobachtung aus freikirchlicher Perspektive: Wenn Herbst davon redet, dass die „Zeiten der selbstverständlichen Volkskirchlichkeit zu Ende gehen“, wenn er von einer Kirche spricht, die sich in der „Diaspora“ befindet, von einer Kirche, „zu der sich Menschen bewusst entscheiden“, „die von den freien Gaben der Ihren lebt“ und von geistlichen Teams geleitet wird usw. (vgl. u. a. 52–53), dann deutet sich damit an, dass die Kluft zwischen Volkskirche und Freikirche inmitten eines zunehmend säkularen Umfeldes im Vergehen begriffen ist. Über die Folgen, so scheint mir, müsste auf beiden Seiten intensiver nachgedacht werden. Für die evangelische Kirche könnte es im Blick auf die gegebenen Herausforderungen bspw. zunehmend sinnvoll sein, von der freikirchlichen Perspektive zu lernen, da Freikirchen ja über Jahrhunderte Erfahrungen darin gesammelt haben, in einer Minderheitensituation missionarische Strahlkraft zu entfalten, Bekehrungsprozesse anzustoßen und Menschen in verbindliche christliche Gemeinschaft zu integrieren. Gleichzeitig müssten evangelikale Freikirchen (gerade in ihrem Bemühen um einen missionarischen Gemeindeaufbau) deutlicher vor Augen haben, dass in einem post-christlichen Zeitalter nicht mehr (wie gewohnt) der volkskirchlich-christentümliche Kontext das identitätsstiftende Gegenüber sein kann, von dem es sich abzugrenzen und mit dem es sich zu messen gilt. Nichtsdestotrotz sollten gerade die missiologisch durchdachten volkskirchli-

chen Perspektiven aus der Feder Michael Herbsts (und seiner Mitstreiter) in jedem Fall als „Lernhelfer“ auch für den freikirchlichen Gemeindeaufbau dienen.

Philipp Bartholomä

Weitere Literatur:

Erhard Berneburg, Volker Roschke (Hg.): „*Brannte nicht unser Herz...*“. *Zwischen Überforderung und Verheißung. Dokumentation zum 5. AMD-Kongress für Theologinnen und Theologen in Dortmund*, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Aussaat, 2013, 240 S., € 20,-

Heinzpeter Hempelmann, Hans-Hermann Pompe (Hg.): *Freiraum. Kirche in der Region missionarisch entwickeln*, Kirche im Aufbruch 8, Leipzig: EVA, 2013, 210 S., € 14,80

Volker Mantey, Sigurd Sadowski, Heinz-Ulrich Schmidt-Ropertz (Hg.): *Menschen gewinnen. Evangelisch sein im ländlichen Raum*, Leipzig: EVA, 2013, 272 S., € 34,-

4. Liturgik

Michael Meyer-Blanck: *Agenda. Zur Theorie liturgischen Handelns*, Praktische Theologie in Geschichte und Gegenwart 13, Tübingen: Mohr Siebeck, 2013, 339 S., € 59,-

Der christliche Gottesdienst ist einer der beiden Forschungsbereiche von Meyer-Blanck, dem Lehrstuhlinhaber für Religionspädagogik in Bonn. Zwei Jahre nach der Publikation seiner großen Gottesdienstlehre (Mohr Siebeck, 2011; siehe Rezension in JETH 2012, 353–356) liegt jetzt eine Sammlung von Aufsätzen zur Theorie liturgischen Handelns vor. Es sind 20 Beiträge, verfasst im Zeitraum von 20 Jahren. Der Band wird mit einem Grundsatzbeitrag zur Frage „Was ist Liturgie?“ eröffnet (Kap. 1). Er legt den Grundtenor für die folgenden Beiträge. Gottesdienst ist die öffentlich stattfindende „Begegnung von Gott und Mensch im Medium menschlicher Mitteilung und Darstellung“ (6). Im Vordergrund steht „der Dialog mit Gott, die betende Haltung“ (12). Meyer-Blanck verbindet dabei die Bestimmung des Gottesdienstes als Wort-Antwort-Geschehen (vgl. Martin Luthers „Torgauer-Formel“) mit der Schleiermacher'schen Betonung der Zweckfreiheit des Gottesdienstes (siehe auch 169–173).

Im daran anschließenden ersten Teil folgen Beiträge zur Gottesdiensttagende. Kenntnisreich und mit interessanten Details angereichert werden die Linien von den preußischen Agenden von 1822 und 1895 (Kap. 2, bisher unveröffentlicht) und der kapitolinischen Liturgie von 1828 (Kap. 3, bisher unveröffentlicht) bis zum Evangelischen Gottesdienstbuch von 1999 (Kap. 4) gezogen, wobei die